

NUR

LAURE VAN RENSBURG

DU

Ein romantisches
Wochenende zu zweit –
doch nur einer
wird es überleben

UND

THRILLER

ICH

ullstein 

Laure van Rensburg

NUR DU UND ICH

LAURE VAN RENSBURG

NUR DU UND ICH

Thriller

Aus dem Englischen
von Marie Rahn

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-864-93179-6
Deutsche Erstausgabe im Ullstein Paperback
© der deutschsprachigen Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Scala
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

*Für meine Mutter, die immer daran glaubte,
dass ich eine erfolgreiche Autorin werde.
Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat.*

*»Ich wünsche mir die Dinge,
die mich am Ende zerstören.«*

Sylvia Plath

Das Haus wird ihnen verraten, was sich abgespielt hat. Alles hier erzählt eine Geschichte. Wahrheit macht frei, heißt es.

Das ist ein Irrglaube.

Es beginnt mit dem lautlosen Puls blauer Lichter, die durchs Fenster dringen, dann erobert die Außenwelt mit lautem Klopfen und Schritten das Haus. Durch die offene Eingangstür dringt Kälte und huscht die Treppe hinauf. Das Haus erschauert und erwacht zum Leben.

Stimmengewirr verdrängt die Stille. Einzelne Wörter tauchen aus der Geräuschkulisse auf: *Opfer. Nicht ansprechbar. Mein Gott!* Sie stammen von einem Polizisten mit Burt-Reynolds-Schnäuzer. Eine blanke Marke weist ihn als Deputy Wilcox aus: schwarze, in Messing geätzte Buchstaben, das o fast zu einem zweiten c verkratzt. In seinen Augen spiegeln sich die Fragen, während er zu entschlüsseln versucht, was hier passiert ist. Er riecht nach Kaffee, und an seinem Schnäuzer klebt noch Milchschaum. Hinter seinen gesprungenen Lippen sieht man gelbe Zähne, die mal dringend gereinigt werden müssten. Mit der Hand am Kinn überblickt er eine Szenerie, die man in dieser friedlichen Gegend des Landes wohl noch nie gesehen hat. Einen Autounfall, das schon, oder hin und wieder ein Missgeschick beim Holzhacken. Aber so was? So was tun sich nur Tiere an – und das in den Tiefen des Waldes, nicht in einem schicken Haus. Was hier passiert ist, hat Teppich und Wände mit Blut und Gestank getränkt. Der Deputy schließt die Augen, doch die Bilder haben sich längst in seinen Geist gebrannt und

begleiten ihn, als er wieder nach unten geht. Um ihn herum präsentiert ihm das Haus eine Szene wie in einem Horrorfilm.

Auf der dritten Stufe liegt eine zerrissene Halskette mit einem herzförmigen Anhänger. Das Geschenk für ein Mädchen, das es nicht mehr gibt. Einer von Wilcox' Kollegen hebt sie auf und lässt sie in ein Plastiktütchen fallen, wo der einstige Liebesbeweis zu einem weiteren Indiz für die Gräueltat wird, die hier stattgefunden haben. Die kleine Tüte wird versiegelt und kommt zu den anderen, die größtenteils zerfetzte Kleider enthalten. In einer stecken die Scherben eines Bechers.

Im Erdgeschoss wimmeln weitere Polizisten mit Fragen im Blick im Chaos herum: Blitzlichtgewitter, statisches Rauschen aus Funkgeräten, das Schnalzen von Latexhandschuhen, ein durchdringender Gestank, der hier unten so stark ist, dass Deputy Wilcox durch den Mund atmen muss. Es riecht nach Tod und austretenden Körperflüssigkeiten. Blut bedeckt die Wände und Türrahmen, die Küchentheke vollkommen verschmiert: Spritzer und Flecken ein Bilderrätsel, das gelöst werden muss. Im Wohnzimmer liegt ein Rollstuhl, umgekippt wie ein verwundetes Tier, während im Kamin die Überreste einer Tasche schwelen.

Alles hier erzählt eine Geschichte.

Deputy Wilcox wendet sich vom Gewimmel ab und geht auf die weit offen stehende Haustür zu.

Draußen empfängt ihn die beißende Kälte. Die Sonne färbt den Horizont zu einem fahlen Gelborange und kündigt vom neuen Tag. Die Wolkendecke hat sich aufgelöst, das Blau den Himmel zurückerobert. Möwen schreien die Eindringlinge an, die die friedliche Stille der Küste stören.

Durch den Schnee vor dem Haus verläuft eine Blutspur, an deren Ende ein Officer ein Messer aus seiner eisigen Ruhestätte

te ausgräbt. In einiger Entfernung sieht man in einer offenen Doppelgarage, wie ein weiterer Beamter in die Hocke geht und die tiefen Schnitte im Vorderreifen eines Wagens begutachtet. Hier konnte niemand weg.

Mitten in den kreuz und quer geparkten Streifenwagen wartet eine Ambulanz mit blitzenden Lichtern. Dahinter wirkt der Wald nicht mehr bedrohlich: Die Bäume haben sich aus der Dunkelheit gelöst. Bei Tageslicht sieht alles anders aus. Doch unter der leuchtend weißen Schneedecke ist der Boden immer noch tot.

Zwei Sanitäter springen aus dem Krankenwagen, dem ein starker Geruch nach Desinfektionsmittel entströmt. Die Matte auf der Tragbahre ist dünn und quietscht bei jeder Bewegung.

»Wohin, Jungs?«, fragt der Deputy.

»Ins Mercy General Hospital«, erwidert der Sanitäter mit dem blonden Pferdeschwanz. Er wirkt viel zu jung, um die Verantwortung für das Leben anderer zu übernehmen.

Die Türen des Krankenwagens schlagen zu, doch ein Wort hängt weiter in der Luft, beißend wie der Schwefelgestank eines Streichholzes. Ein Wort, das hier völlig fehl am Platz ist.

Mercy: Gnade.

TAG EINS

*Es braucht keine Kammer,
um von Geistern
heimgesucht zu werden,
und auch kein Haus;
das Gehirn hat Gänge,
in denen es schlimmer spukt
als an jedem greifbaren Ort.*

Emily Dickinson

Wenn ich nicht aufpasse, könnte ich zu Schaden kommen, und zwar schlimm. Bemüht gleichmäßig atmend, wage ich mich über den vereisten Bürgersteig, auf dem jeder Schritt meine Beziehung mit der Schwerkraft gefährdet. Der Weekender in der einen Hand und die schwere Einkaufstasche über der Schulter drohen mich aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ich habe für drei Tage gepackt. Aber erst mal müssen wir aus der Stadt raus.

Der Wagen ist nur noch einen Meter entfernt, doch ein Schritt reicht, und mein rechter Fuß rutscht unkontrolliert zur Seite. Steven packt mich am Arm und bewahrt mich vor einem peinlichen Sturz. Dabei tut mir noch die Hüfte weh, weil ich ein paar Tage zuvor hingefallen bin. Glücklicherweise hat er nicht mit angesehen, wie ich lang hinschlug und im Schnee landete, nachdem ich aus dem U-Bahnhof gerannt und über die letzte Stufe gestolpert war. Auf allen vieren musste ich den Inhalt meiner Tasche einsammeln, der über das Eis geschlittert war, und behinderte dabei zusätzlich die nachdrängenden Pendler, die sich besser als ich im Gleichgewicht hielten.

»Vorsicht, du willst doch nicht, dass der Ausflug endet, bevor er angefangen hat«, scherzt Steven und schenkt mir sein charmantestes Lächeln.

Ich halte mich an ihm fest. Erst als ich wieder vollkommen sicher auf meinen Füßen stehe, nimmt er mir die Tasche aus der Hand und wirft sie in den offenen Kofferraum des Lexus. Obwohl er Schuhe mit Ledersohlen trägt, gerät er nicht ein einziges Mal aus dem Tritt.

»Tut mir leid.«

Die Entschuldigung treibt mir die Röte in die Wagen, und bevor ich mich noch weiter erniedrigen kann, zwänge ich mich hastig in meinem Kokon aus Wolle ins Auto: Pullover, Mantel, Handschuhe, langer dunkelblauer Schal und Beanie. Steven lässt seinen Mantel von den Schultern gleiten. Er faltet ihn, legt ihn auf den Rücksitz und schwingt sich in einer einzigen eleganten Bewegung auf den Fahrersitz. Ich hingegen muss mich auf meinem Sitz hin und her winden, um mich von einem Teil meiner schützenden Hülle zu befreien.

Gerade kämpfe ich vergeblich mit meinem Mantel, da summt das Handy auf dem Armaturenbrett. Noch bevor ich einen Blick aufs Display werfen kann, hat er schon danach gegriffen. Lächelnd beginnt er zu lesen, aber dann runzelt er die Stirn.

»Alles in Ordnung?«, frage ich, doch er hört mich gar nicht, so sehr konzentriert er sich auf die Nachricht. »Alles in Ordnung?«, wiederhole ich.

»Ja, sorry, alles gut, ist nur was von der Arbeit.«

Seine Miene beunruhigt mich. »Musst du hin?« Mit einem einzigen Wort könnte er alles ruinieren. Wäre nicht das erste Mal. Vor ein paar Wochen hat er nur wenige Stunden bevor wir uns treffen wollten, mit einer SMS unser Essen bei Nessia gecancelt. Die Vorstellung, der Ausflug zu unserem Jubiläum könnte so kurzfristig abgeblasen werden, jagt mir einen riesigen Schrecken ein. Ich kämpfe gegen die aufsteigende Panik und den störrischen Sicherheitsgurt, der sich einfach nicht bewegen will. Je heftiger ich ziehe, desto fester wird er. Das darf doch jetzt wirklich nicht wahr sein! Aber Stevens Miene gibt mir keinerlei Hinweis, wofür er sich entscheiden wird.

»Ach, das kriegen die auch ohne mich hin, egal, was es ist.

Die nächsten drei Tage gehöre ich ganz dir«, sagt er schließlich und sieht mir direkt in die Augen. Und ich glaube ihm.

Als ich mich in meinen Sitz zurücksinken lasse, rastet der Sicherheitsgurt endlich ein. Bereit für unseren ersten gemeinsamen Wochenendausflug. Steven lässt Arbeit Arbeit sein und legt das Handy in das Fach hinter der Handbremse. Als ich das Licht auf dem Display erlöschen sehe, fällt mir ein, dass ich Connor nicht zurückgerufen habe. Während ich packte, leuchtete sein Name auf meinem Handy auf, und mein stummes Versprechen, ihn direkt nach dem Packen anzurufen, geriet zwischen den zahlreichen Gängen zwischen Bad und Schlafzimmer in Vergessenheit.

Jetzt ist es zu spät.

Leise löst sich der Wagen vom Bordstein, die Reifen greifen in den Splitt auf der Fahrbahn. Als wir uns in den Feierabendverkehr einreihen, huscht Stevens Blick zum Rückspiegel, doch anstatt ihn wieder auf die Straße vor uns zu richten, verharrt er dort und vertieft die Falte auf seiner Stirn. Mühsam drehe ich mich auf meinem Sitz um, erkenne aber – gerade als wir um eine Ecke biegen – durch die beschlagene Rückscheibe nur noch einen fuchsiafarbenen Mantel und einen blonden Lockenschopf.

»Also, die erste Reise 2018«, bemerkt Steven, bevor ich die Frage äußern kann, die mir schon auf der Zunge liegt.

»Die erste gemeinsame Reise.«

»Der erste Sechsmonatstag.«

Stoßstange an Stoßstange mit unzähligen anderen Wagen kriechen wir unter einer orangefarbenen Wolkendecke, die unmissverständlich weiteren Schnee ankündigt, aus Manhattan. Seit Tagen schon überzieht der Schnee Bürgersteige und Fahrbahnen und sorgt für einen Anstieg von Knochenbrüchen und

leichten Gehirnerschütterungen. Diesem Wetter können wir nicht entkommen, die Vorhersage für die Chesapeake Bay verheißt Ähnliches.

Erst als Newark im Rückspiegel hinter uns verschwindet, wird der Verkehr besser. Steven kennt zwar unser Ziel, doch das Navi weist ihm den Weg dorthin. Ich entspanne mich auf dem Beifahrersitz und stelle mir vor, wir wären bereits da und erlebten unser perfektes Wochenende.

Wir sind noch über eine Stunde von unserem Ziel entfernt, da zeigt die Benzinanzeige, dass der Tank nur noch ein Viertel voll ist, und Steven steuert die nächste Tankstelle an.

»Bringst du mir eine Tüte Hershey's Kisses mit?«, frage ich, als er aussteigt.

Während er tankt, hole ich mir den Toilettenschlüssel von der Angestellten – einem jungen Mädchen mit grellblauen Haaren, Polyesteruniform und gelangweilter Miene. Da der Boden rutschig vom Schneematsch ist, stütze ich mich an der Mauer ab, während ich das Tankstellengebäude umrunde.

Ich spüre die eisige Januarluft auf der Haut, vergrabe die Nase in dem weichen Kaschmir und atme durch die Maschen. Ein Geschenk von Steven. Ich will nicht mal daran denken, wie viel der gekostet hat, aber Steven weiß, wie sehr ich die Kälte hasse. Ich bin einfach nicht dafür geschaffen. Allerdings ertrage ich trockene Kälte besser als feuchte. Trockene Kälte dringt nur durch die Kleider, aber feuchte gelangt bis in die Knochen und will dann einfach nicht mehr weichen. Ich erschauere.

In der fensterlosen Toilette riecht es beißend nach Urin und billigem Bleichmittel. Durch den Mund atmend, hocke ich mich über die Schüssel, versuche so schnell wie möglich zu pinkeln und ignoriere die tiefsinnigen Sprüche und fragwürdigen Kunstwerke an den Wänden.

Gerade mal hundert Meilen trennen uns von unserem endgültigen Ziel, und dann: nur wir zwei, für volle drei Tage. Drei Tage. 72 Stunden, 4320 Minuten, ohne die Möglichkeit, sich voreinander zu verstecken. Ich hoffe, ich vermisse das nicht. Offenbar kennt man jemanden erst wirklich, wenn man mit ihm verreist ist. Wo hab ich das gelesen? Was werde ich an diesem Wochenende über Steven erfahren, was ich noch nicht wusste? Ich zucke die Achseln, trete aus der Kabine und beschließe, mir nicht die Hände zu waschen, da im Waschbecken neue Lebensformen zu entstehen scheinen.

Tief einatmen. Draußen ist die Luft benzingeschwängert. Ich erreiche gerade rechtzeitig den Tankstellenshop, um zu sehen, wie die Angestellte errötet, weil Steven irgendwas zu ihr gesagt hat. Sie zupft an den unzähligen Armreifen an ihrem Handgelenk und antwortet lächelnd und mit gesenktem Kopf. Als ich das sehe, bleibe ich wie angewurzelt an der Tür stehen und spüre, wie mein Gesicht unter dem Schal von meinem aufsteigenden Atem feucht wird. Wie erstarrt beobachte ich, wie sein Mund sich bewegt, und frage mich, welche Worte wohl über seine Lippen kommen. Das Kunstlicht fängt sich in den silbrigen Haaren an seiner Schläfe und verleiht seinem edlen Profil zusätzlichen Glanz.

»Verzeihung?«

Das reißt mich aus meiner Trance. Ich trete einen Schritt beiseite, damit eine Frau mittleren Alters mit überdimensionaler Brille und freundlicher Miene die Tür aufziehen kann. Als ich ihr in den Shop folge, liegt der Toilettenschlüssel schwer in meiner Hand.

Drinne hat die Szene gewechselt: Steven streicht seine schwarze AMEX und die Quittung ein, während das Kassensmädchen mich mit einem routinierten Lächeln bedenkt. Darauf-

hin reiche ich ihr den Schlüssel. Als Steven seinen Arm um meine Taille legt, schmiege ich mich an ihn.

»Hershey's Kisses gab es nicht, aber ich hab dir eine Tüte Reese's Peanut Butter Cups besorgt«, sagt Steven, als wir zur Tür gehen und die blauhaarige Kassiererin hinter uns lassen.

»Danke.« Dabei mag *er* Reese's, nicht ich: Von der vielen Erdnussbutter wird mir schlecht. Doch bevor ich noch etwas sagen kann, drückt er mir die Quittung in die Hand.

Der Wagen fordert uns piepend auf, schnell ins Warme zu kommen. Gerade hat es wieder angefangen zu schneien, und ein paar Flocken schmuggeln sich in die Lücken zwischen Schal und Haut: winzige Nadelstiche der Kälte, die sich in meinen Körper brennen. Auf der anderen Seite des Wagens lässt Steven seine Halswirbel knacken.

»Wenn du willst, fahre ich den Rest der Strecke«, sage ich, während ich die Quittung vom blauhaarigen Mädchen zusammenfalte.

»Nein, geht schon.«

»Bist du sicher? Es macht mir nichts aus, es ist eine lange Fahrt.«

»Nein, alles okay. Ich möchte nicht, dass du wegen der verschneiten Straßen Probleme hast.«

»Aber ich bin eine gute Fahrerin, weißt du.«

»Natürlich. Aber jetzt entspann dich einfach. Bald sind wir da«, erwidert er und nimmt auf dem Fahrersitz Platz.

Auf dem Highway verdichtet sich die Atmosphäre im Wagen immer mehr von den Vorstellungen über das nahende Wochenende. Während die Heizung heiße Luft verströmt, wage ich einen Blick auf Stevens Profil, das in Intervallen von den Highwaylampen und den Scheinwerfern vorbeifahrender Au-

tos erhellt wird. Licht und Schatten wandern wie flüchtige Gedanken über sein Gesicht.

Immer wieder huscht mein Blick zwischen Bremsleuchten vor uns und seinem Gesicht hin und her, bleibt aber schließlich an den Linien seiner geraden Nase, seiner hohen Stirn und seiner gewölbten Unterlippe hängen. Ein ganzer Schmetterlingsschwarm flattert plötzlich so heftig in meinem Bauch auf, dass mir ganz schwindlig wird. Ich grabe meine Fingernägel tief in das Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger, bis der Schmerz alles andere überlappt. Einfach unglaublich, dass wir sechs Monate geschafft haben – so vieles stand uns in letzter Zeit im Weg, aber all das haben wir in New York gelassen, und jetzt bleiben nur noch wir. *Nur wir zwei.*

Als wir die Staatsgrenze erreicht haben, werden mir vom eintönigen Dröhnen des Motors die Lider schwer. Ich kippe die Rückenlehne des Sitzes ein bisschen weiter nach hinten, strecke mich aus und mache es mir für den Rest der Fahrt zur Chesapeake Bay bequem. Allerdings stoßen meine Füße gegen die Einkaufstasche im Fußraum.

»Wieso legst du die nicht auf den Rücksitz?«

»Nein, es geht schon.« Ich beuge mich hinunter und schiebe die Tasche gegen den Sitz, sodass ich meine Beine endlich ausstrecken kann.

»Das Ding sieht immer so aus, als würde es jeden Moment explodieren.« Sein Lachen erfüllt den begrenzten Raum des Wagens. Ich ziehe den Reißverschluss der Tasche auf und stopfe die unangebrochene Tüte Reese's Cups hinein.

»Was hast du eigentlich da drin?«, erkundigt er sich und wirft einen Blick zu mir. Doch ich beuge mich noch tiefer darüber und ziehe den Reißverschluss wieder zu. »Versteckst du ein Geschenk für mich?«

»Nein.« Auf gar keinen Fall soll er sehen, was ich für ihn habe, zumindest jetzt noch nicht. »Nur das Übliche. Brieftasche, Kosmetik, Bücher und Krimskrums. Du weißt schon.«

»Bücher? Hast du dir für unser gemeinsames Wochenende etwa Hausaufgaben mitgenommen?«

»Ja. Nein. Keine Hausaufgaben, nur Recherche. Ich muss doch noch diesen Essay über Dostojewski schreiben. Vielleicht finde ich ein bisschen Zeit zum Lesen.«

Er löst seinen Blick kurz von dem Asphaltband, das die Scheinwerfer freilegen, schaut mich an und konzentriert sich dann wieder auf die Straße.

»Sitzt du immer noch da dran? Über welchen Roman? *Der Idiot*?«

»Nein, *Die Dämonen*.«

Er lacht erneut. »Na großartig! Willst du mir ernsthaft sagen, dass du einen Haufen russischer Aufreißer und Mörder mit auf unseren Wochenendtrip nimmst?«

»Nun, *Professor*, ich dachte, es würde dir ganz guttun, um meine Aufmerksamkeit buhlen zu müssen. Und falls uns der Gesprächsstoff ausgeht, könntest du mir helfen, ›Stolz und Schuld in *Die Dämonen*‹ zu erörtern.«

»Na, da hoffe ich nur, ich halte dich so beschäftigt, dass wir nicht über Dostojewski reden müssen«, bemerkt er und löst die Hand vom geriffelten Lenkrad, um mir über die Wange zu streichen.

»Nun, wir werden sehen«, erwidere ich.

Er legt die Hand um meinen Nacken, zieht mich zu sich und gibt mir einen kurzen Kuss.

Steven schaltet den Motor aus. In der letzten Dreiviertelstunde hat sein Handy immer wieder vibriert, und das Summen kam ihm im engen Innenraum des Wagens unnatürlich laut vor. Ellie schläft immer noch neben ihm. Er dreht den Ring an seinem kleinen Finger, während er die Nachrichten liest, die nach seiner Aufmerksamkeit verlangen und Ellie zu wecken drohen.

Vermiss dich

Müssen reden

Melde dich

Ich weiß es. Du bist bei ihr

Bei der letzten Nachricht zieht er die Augenbrauen zusammen, nicht weil sie es weiß, sondern wegen der Implikation, was sie damit bewirken, wie sie das nutzen könnte.

Er hat J. nicht mehr gesehen, seit er beschloss, sich ganz auf Ellie zu konzentrieren, obwohl man durchaus behaupten kann, dass sich die Beziehung ohnehin totgelaufen hatte. Trotz ihrer ständigen Nachrichten hat er sie nicht zurückgerufen, und die paar Male, die er sie vor der Richmond Prep herumlungern sah, war er jedes Mal im Gespräch mit einem Kollegen und verschwand, bevor sie sich ihm nähern konnte. Ihr Klammern stößt ihm sauer auf, es ist so kindisch. Gar kein Vergleich zu Ellie! Der Ausflug hier kommt wirklich zum perfekten Zeitpunkt.

Er starrt auf das gedämpfte Licht des Bildschirms und überlegt, was er antworten soll. Mehrfach beginnt er Sätze, die zu viel oder zu wenig sagen, und löscht sie, bis seine unentwegt

tippenden Finger endlich eine simple Antwort produzieren, die ihm Zeit verschafft.

Schlechter Empfang hier. Rufe an, sobald es geht

Er steckt das Handy wieder in die Brusttasche, fest entschlossen, sich dieses Wochenende nicht von dem verderben zu lassen, was in New York drohen könnte. Nicht nach allem, was er geplant hat. Vom Armaturenbrett starrt ihn der kleine Kranich an, den Ellie aus der Quittung gefaltet hat.

Er dreht sich etwas auf dem Sitz, um Ellie besser sehen zu können. Sie schläft, zusammengerollt und immer noch gehalten vom Sicherheitsgurt: ihr Schopf ein Wirrwarr aus Karamell in allen Farbnuancen von Toffee bis Krokant, die Finger leicht gekrümmt. Das Tattoo mit dem nicht ganz geschlossenen Unendlichkeitszeichen lugt unter ihrem Ärmel hervor. Bei dem Anblick verzieht er das Gesicht, was andere sicher nicht tun würden. Vor seinem inneren Auge erscheinen Typen, die das Tattoo küssen, während sie sich ihren Arm hocharbeiten. Aber sie gehört ihm. Also verdrängt er die Typen und streicht ihr das Haar aus dem Gesicht, sodass er ihre Lippen sehen kann, die vom Schlaf leicht geschwollen sind und geschürzt, als lutschte sie an einem unsichtbaren Daumen.

Bevor sie einschlief, ließen sie ganz allmählich die Zivilisation hinter sich. Sie hatten Witze darüber gemacht und ihr nachgewinkt, während sie von der grellen Beleuchtung auf dem Highway in die Dunkelheit der Landstraßen getaucht waren. Als Erstes verschwanden die hellen Wohnbezirke, die ausufernden Vorstädte, dann die Einkaufszentren am Stadtrand, dann die einsamen Motels. Schließlich fielen immer mehr andere Wagen zurück, bis nur noch sie die schwarze Kulisse des Waldes entlangsausten, gefolgt von einem fernen Paar Scheinwerfer im Rückspiegel, bis sie von der Hauptstraße abbogen.

Die Ablenkung hätte verhängnisvoll sein können, denn fast hätte er den Schotterweg übersehen, der als private Zufahrt zum Haus diente: eine kleine, dunkle Öffnung am geschlossenen Waldsaum.

»Wach auf, Ellie. Wir sind da.«

Als Ellie sich rührt und ihn blinzelnd ansieht, überkommt ihn erneut der Drang, sie zu küssen. Sie richtet sich auf und blickt durch die Windschutzscheibe: Sie beide starren auf den Umriss des Hauses im Scheinwerferlicht. Obwohl es einstöckig ist, ragt es vor ihnen in die Höhe; er muss sich über das Lenkrad beugen, um das ganze Gebäude zu sehen, das nur aus Gegensätzen zu bestehen scheint: aus Holz und Glas und Formen, die sich in die Landschaft fügen und gleichzeitig von ihr abheben. Da das Licht des SUV sich in den Panoramafenstern spiegelt, wirkt es, als würde das Haus sie wütend anblitzen. Er fühlt sich seltsam taxiert und beurteilt, als wollte das Haus sich im Stillen klar werden, ob er gut genug ist, die nächsten drei Tage in seinem Innern verbringen zu dürfen. Hinter dem Scheinwerferlicht des Wagens verschwindet die Welt in einer undurchlässigen Dunkelheit, aus der nur das leise Rauschen ans Ufer spülender Wellen dringt – ein Hinweis darauf, dass da irgendwo im Vakuum der Ozean ist.

»Wir sind da«, wiederholt Ellie, als richtete sie sich an das Haus auf der anderen Seite der Windschutzscheibe, und bricht damit den Bann, in den es ihn gezogen hat. »Es ist so dunkel.«

»Tja, dann wollen wir mal reingehen und das ändern.«

Er steigt vom Fahrersitz in die eisige Kälte, eilt zum Kofferraum und holt das Gepäck, während Ellie die Schlüssel aus einem Schließfach an der Vordertreppe nimmt. Mit den Taschen in der Hand kämpft er sich gegen eine plötzliche Windböe, die den frisch gefallenen Schnee vom Boden aufwirbelt, bevor er

die Treppe zur Veranda erreicht. Am Dach über ihm hängt eine gezackte Zierleiste aus Eiszapfen, deren Spitzen in einem nicht zu lokalisierenden Licht glitzern. Er bleibt hinter ihr stehen, während sie sich abmüht, im schwachen Schein ihres Displays die Schlüssel im Schloss auszuprobieren.

»Mach schon, ich erfriere hier«, sagt er mit hochgezogenen Schultern und stampft mit den Füßen gegen die aufsteigende Kälte.

»Tut mir leid, ich versuch's ja.«

Da lässt sie die Schlüssel fallen, und er muss lächeln, als sie in einer Atemwolke leise flucht. Schließlich passt einer der Schlüssel ins Schloss.

»Musste nur ein bisschen geruckelt werden«, erklärt sie, als es endlich beruhigend klickt.

Sie treten ein, und er stößt die Tür mit dem Fuß hinter sich zu. Als sie sich weiter hineinwagen, verrät das leise Echo ihrer Schritte, wie groß das Haus ist. Seine Augen müssen sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, und Ellie ist von der Dunkelheit der Eingangshalle verschluckt. Als Steven ihr Gepäck fallen lässt, schreit Ellie erschrocken auf, und er bewegt sich schnell in die Richtung, aus der ihre Stimme kommt.

»Mist, was war das?«, fragt er, als sein Fuß gegen etwas stößt.

»Meine Tasche. Ich glaube, Licht wäre jetzt eine gute Idee, Professor.«

Gehorsam weicht er wieder zur Haustür zurück und tastet an der Wand entlang, bis er unter seinen Fingerspitzen die flache Wölbung eines Lichtschalters spürt.

Mit einem Klick erfüllt Licht den Raum und präsentiert Ellie, die sich blinzeln und desorientiert langsam im Kreis dreht. Sie hat sich in der Mitte des Raums verloren, und er muss lächeln bei der Vorstellung, dass sie beide in diesem Haus mitten

im Nirgendwo sind. Vor ihm steht Ellie, eine einsame Gestalt auf dem schwarz-weiß gefliesten Boden der großen Eingangshalle: die weiße Königin allein auf dem Schachbrett. Sie lächelt ihn an. Den gegnerischen König, der bereit ist, sie zu schlagen.

Jedes Mal wenn sie ihn mit ihren großen Rehaugen anblinzelt, spürt er ein Ziehen in seinen Leisten. Nun, da sie endlich angekommen sind, nimmt die vor ihnen liegende Zeit deutlichere Formen an. Drei Tage mit gemütlichen Mahlzeiten und Spaziergängen am Meer, unzählige Stunden, in denen sie sich an der Gesellschaft – und am Körper – des anderen erfreuen können. Ohne Ablenkungen, ohne Vorlesungen, ohne Abgabetermine. Sie müssen nicht vernünftig sein, und es ist niemand da, mit dem er sie teilen muss. Hier draußen wird er ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit haben. Hier draußen können sie alles machen, was ihnen einfällt, niemand sieht sie, und sie brauchen sich auch keine Sorgen zu machen, ob irgendwelche Nachbarn sie hören. Hier können sie alle Hemmungen fallen lassen.

Er hatte Bedenken gehabt, weil alles so kurzfristig war. Aber nun hält er es für möglich, dass dieser Ausflug sich als fantastische Idee erweist.

Nach einem Kuss erklärt sich Ellie bereit, die Lebensmittel aus dem Wagen zu holen. Steven beobachtet, wie sie die Haustür öffnet und sofort in einen Wirbel aus Schneeflocken gerät.

»Das große Schlafzimmer ist oben rechts von der Treppe«, ruft sie ihm über die Schulter zu, lächelt und blinzelt sich die Flocken von den geschwungenen Wimpern, bevor sie in der Nacht verschwindet.

Er schnappt sich ihr Gepäck und geht immer zwei Stufen auf einmal nehmend die imposante Treppe aus Glas, Metall und Holz hinauf, um das Schlafzimmer zu suchen: den Ort, wo Ellies Streben zu gefallen immer gut genutzt werden kann. Oben angekommen, sieht er mehrere Türen auf beiden Seiten des Korridors. Er wendet sich sofort nach rechts und verschiebt die Erkundung des Hauses auf später.

Das Hauptschlafzimmer nimmt, genau wie bislang der Rest des Hauses, seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Er verharrt auf der Türschwelle und starrt auf die spektakuläre Panoramafront vor ihm, die einen unverstellten Blick auf den Wall aus Bäumen ermöglicht. Leises Unbehagen breitet sich in ihm aus, als er die dunklen, hohen Schatten im Wind schwanken sieht.

Er lässt die Taschen auf das riesige Bett fallen und holt einzeln seine gefalteten Kleidungsstücke aus seinem Koffer. Nachdem er ein Hemd über einen Bügel gehängt hat, streicht er zuerst die Falten glatt, bevor er es in dem begehbaren Schrank unterbringt. Neben seinem Koffer liegt Ellies Reisetasche, prall gefüllt mit den Kleidern, die sie hineingestopft hat. Ihre Schuss-

ligkeit und ihre Neigung zur Unordnung haben ihn schon immer auf die Palme gebracht: Statt ihren Mantel ordentlich aufzuhängen, wirft sie ihn über einen Stuhl oder die Lehne seines Sofas; und in ihrer riesigen Schultertasche schleppt sie allen möglichen Kram herum, den sie vorher achtlos hineingeworfen hat. Doch bei den Eselsohren musste er eine Grenze ziehen. Als er das erste Mal sah, wie sie vor seinen Augen die Ecke einer Seite einknickte, sprang er vom Sofa und riss ihr das Buch aus der Hand, bevor sie noch größeren Schaden anrichten konnte. Er hatte gelacht, um ihre erschrockene Miene zu glätten, und ihr dann ein Lesezeichen gegeben. Sie hatte sich über ihn lustig gemacht und ihn »altmodisch« genannt. Doch sie hatte nie wieder ein Buch mit Eselsohren verunstaltet.

Am Fenster hält er Ausschau nach ihr unten am Wagen, sieht aber, bevor das Flutlicht ausgeht, nur ihre Fußspur im Schnee, die sich mit seiner kreuzt. Er spitzt die Ohren und identifiziert nach und nach die Geräusche, die er durch die offene Schlafzimmertür hört: Ellie macht sich unten zu schaffen. Er stellt sich vor, wie sie sich im weitläufigen Erdgeschoss umschaute, um den richtigen Schrank für die Lebensmittel zu finden – leicht desorientiert, denn er weiß, dass eine fremde Umgebung sie oft verunsichert. Wie zum Beispiel auf Jeffreys Party.

Als er sie das erste Mal auf eine Veranstaltung mitnahm, waren sie knapp einen Monat zusammen. Sie hing an seinem Arm und wartete darauf, dass er sie seinen Freunden und Kollegen vorstellte. Zwar versuchte sie, ganz selbstbewusst zu wirken, doch jedes Mal wenn sich ihnen jemand näherte, spürte er, wie sich der Druck ihrer Finger auf seinen Oberarm leicht verstärkte.

»Guten Abend, Jeffrey.«

»Steven, freut mich, dass du es einrichten konntest. Wie geht's deinem Vater?«, fragte Jeffrey, als er ihm die Hand schüttelte, worauf Steven seinen Griff schmerzhaft verstärkte.

»Ihm geht's gut, er ist auf Lesereise, um für sein neues Buch zu werben.«

In akademischen Kreisen war es immer dasselbe. Ständig erkundigten sich die Leute nach seinem Vater, wie es ihm ging und was er machte, sodass Steven nicht aus dem Schatten des großen Mannes treten konnte. Aber nicht mehr lange – so hoffte er zumindest –, denn der Dekan der Columbia hatte mit ihm beiläufig über eine Stelle an ihrer Fakultät für Literatur und über das Modul »Einführung in die Literatur« gesprochen – eine Stelle, die sein alter Herr selbst vor circa dreißig Jahren besetzt hatte. So würde Steven endlich zu einer Dozentur an einer Ivy-League-Uni kommen und, falls er sich bewährte, die Chance auf eine unbefristete Stelle und den ersehnten Professorentitel erhalten. Am Ende hatte es sich doch ausgezahlt, dass er drei Jahre zuvor die Stelle am Barnard College angenommen hatte. Schon bald würde er sich von dem kleinen Campus und seinem Aushilfsjob an der Richmond Prep verabschieden können, wo er Leistungskurse in englischer Literatur für die privilegierten Jugendlichen der Upper East Side gab. Großes erwartete ihn, und in absehbarer Zukunft würde man ihn nicht nur deshalb kennen, weil er Stewart Hardings Sohn war.

»Und wen haben wir hier?«, fragte Jeffrey und musterte Ellie, die an Stevens Arm hing. Steven folgte seinem Blick: Verdammte, in diesem trägerlosen Kleid sah sie einfach hinreißend aus. Er hatte vollkommen recht gehabt mit seiner Empfehlung, genau dieses anzuziehen.

»Dies ist Ellie Masterson. Ellie, das ist Jeffrey Kirkland von der Mathematischen Fakultät der NYU.«

»Hallo, Jeffrey.«

»Bitte nennen Sie mich doch Jeff! Nur meine Mutter und dieser alte Spießier hier nennen mich Jeffrey.« Er lachte und hauchte einen Kuss auf die Hand, die sie ihm bot. »Schön, Sie kennenzulernen, Ellie.«

Steven lächelte: Er war stolz auf seine Maßstäbe und seine Fähigkeit, sie aufrechtzuerhalten. Er hasste Spitznamen oder Diminutiva, sie waren geschmacklos und erniedrigend, als würde man in eine billigere Version seiner selbst verwandelt. Er war leicht irritiert gewesen, als Ellie ihren Namen nannte. *Und das ist die Abkürzung von?* »Ellie«, hatte sie erwidert. »Nur schlicht und einfach Ellie.« Obwohl nichts an ihr schlicht war.

Er überließ sie ihrer Unterhaltung und ging zur Bar, um einen Bourbon zu bestellen. Dann blieb er dort und beobachtete aus der Distanz, wie Ellie zuhörte, während Jeffrey Gott weiß was über ihre gemeinsame Zeit in Princeton erzählte. Sie nickte, strich sich in regelmäßigen Abständen die Haare hinter die Ohren und hatte ansonsten die Arme unter der Brust verschränkt.

Er war nicht der Einzige, der sie beobachtete. Auf der anderen Seite der Bar unterhielt sich in gedämpftem Ton ein Grüppchen Professorenfrauen – darunter auch Jeffreys –, ohne Ellie aus den Augen zu lassen. Als sie ihn bemerkten, erhob Steven sein Glas und honorierte damit ihre Anwesenheit und ihre offene Missbilligung des Altersunterschiedes zwischen ihm und seiner Begleiterin. Auch männliche Blicke ruhten auf Ellie. Das störte ihn nicht. Im Gegenteil, mochten sie glotzen und flirten, wie sie wollten: Am Ende ging sie doch mit ihm nach Hause. Er drehte sich um und signalisierte dem Barkeeper, dass er noch einen Bourbon wollte.

»Hey«, sagte Ellie und legte ihm die Hand auf den Unterarm.

»Vermisst du mich schon?«

»Nein, ich kenne hier nur keinen. So viele Akademiker, ziemlich einschüchternd!« Sie lächelte den Professorenfrauen zu und senkte die Stimme. »Außerdem finden diese Damen da drüben sicher, ich sollte lieber bei ihnen zu Hause babysitten, als hier mit einem Mann zu erscheinen, der siebzehn Jahre älter ist als ich.«

»Ist dreiundzwanzig nicht ein bisschen zu alt für eine Babysitterin?«

»Du weißt, was ich meine.«

»Komm mit«, befahl er, verschränkte seine Finger mit ihren und führte sie zum Bad im oberen Stockwerk. Es gab hier so viele Gäste, dass es nicht auffallen würde, wenn zwei davon zwanzig Minuten fehlten.

»Steven!«

Wie ein Pfeil durchbohrt sein Name die Stille. Adrenalin schießt so heftig in seinen Körper, dass er aus dem Schlafzimmer stürzt und die Treppe hinunterdonnert. Irgendwas an diesem Haus beunruhigt ihn, obwohl er nicht genau weiß, was. Er hätte sie nicht allein lassen sollen.

Als er in der Eingangshalle landet, empfängt ihn Stille.

»Ellie?«

Vielleicht macht ihn der moderne Bau nervös: das kalte Glas, die nüchternen geraden Linien und scharfen Kanten. Er vertraut mehr auf alte Gebäude mit Geschichte, auf Steine, die durch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte jedem Wetter getrotzt, und auf Dielenböden, die sich unter der Last Hunderter Füße nicht verformt haben.

»Ich bin hier«, ruft ihre körperlose Stimme aus dem Zimmer zur Rechten, das sich als riesiges Wohn-/Esszimmer entpuppt.

Der Ausblick durch die verglaste Wand verstört ihn so, dass es ihm die Sprache verschlägt. Zwar ist jetzt alles dunkel, aber Steven weiß, dass sich der Wald direkt vom Haus bis zum Ozean erstreckt, dessen Wellen er trotz der Mehrfachverglasung noch zu hören meint. Die Natur drängt sich in das moderne Ambiente des Raums.

»Guck doch mal«, sagt Ellie, die in die entgegengesetzte Richtung blickt.

Als er sich umdreht, sieht er eine Wand, die in der gesamten Länge und Breite von Büchern eingenommen wird.

»Was glaubst du: Wie viele sind das?«, fragt sie, den Kopf in den Nacken gelegt.

Er fährt sich mit der Hand übers Gesicht und sieht sie stirnrunzelnd an. »Herrgott, Ellie, ich dachte, dir wäre was passiert!«

Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte er sich mit Freuden in so einer eindrucksvollen kleinen Bibliothek verloren und nach Schätzen auf den Regalen gesucht: einer Erstausgabe etwa oder einer ungewöhnlichen Widmung. Aber an diesem Wochenende, da er ganz allein mit Ellie inmitten der Chesapeake Bay ist, geht es um etwas ganz anderes.

»Tut mir leid, ich musste dir das einfach zeigen.« Man hört ihr ihre Begeisterung an.

»Ja, klar, verstehe. Ich bin nur erledigt vom Fahren in der Dunkelheit. Wir können uns das morgen ansehen.« Sein Lächeln lockt sie aus ihrer Versunkenheit.

»Ich komme gleich nach.«

Er geht die Treppe hinauf, während Ellie sich Zeit lässt.

»Ach, Mist!« Sie steht immer noch unten in der Eingangshalle.

»Was ist denn jetzt?«

»Es gibt hier keinen Empfang«, antwortet sie, ohne den Blick vom Handy zu lösen.

»Bist du sicher? Ich hab doch gerade ...«

Er zieht sein Handy hervor, aber die zwei Balken, die er im Wagen noch hatte, sind verschwunden. Das ändert sich auch nicht, als er ein paar Stufen runter und wieder rauf geht. Wie es aussieht, werden sie hier nicht nur mit wechselhaftem Wetter, sondern auch mit wechselhaftem Handyempfang klarkommen müssen. Wenigstens verringern sich dadurch drastisch die Chancen für J., ihn hier zu erreichen und ihm die Zeit mit Ellie zu verderben.

»Komm schon«, sagt Steven und steckt das Handy zurück in die Brusttasche. »Ich bin sicher, du wirst die nächsten drei Tage auch ohne dein Handy überleben.«

4

28. August

Gestern, am Ende des Tages, hast du mir die Tür aufgehalten. Als ich hindurchging, spürte ich deine Hand auf meinem Rücken, die mich mit leichtem Druck hineinführte. Das kam so unerwartet, dass ich erstarrte. Ich blickte zu dir hoch, sah dort aber keinerlei Hinweis, ob diese Geste Absicht war oder reiner Reflex.

Langsam öffnest du dich mir. Verwandte Seelen, die sich an diesem Ort, in diesem Labyrinth aus Fluren und Räumen, in diesem Meer aus anonymen Gesichtern gefunden haben. Du bist wie ich, auch du hast hier niemanden. Auch für dich ist das neu.

Du hast den Ring an deinem kleinen Finger gedreht und gesagt: »Es ist schön, mit jemandem zu reden, der das versteht.«

Heute habe ich dich ertappt, wie du mich angesehen hast. Zuerst hielt ich das für Zufall. Ich hatte nur gerade aufgeschaut, als dein Blick den Raum überflog und bei mir landete. Wieso solltest du mich absichtlich ansehen? Ich bin doch nur ein Niemand. Ziemlich uninteressant. Aber als ich mich traute, noch mal zu dir hinzuschauen, wartete dein Blick schon auf mich. Und dein Lächeln.

Als ich mit der Hand über den beschlagenen Spiegel wische, sehe ich verschwommen mein Gesicht und das Bad im Hintergrund. Ich war nicht sicher, ob wir es bis hierhin schaffen würden. Er war zerstreut gewesen, sein Blick ständig nach innen gerichtet. Ich dachte, ich würde ihn verlieren. Ich hatte auch mehr als einen Verdacht. Der letzte – den ich kurz durch ein beschlagenes Rückfenster sah – trug einen fuchsiablenen Mantel und einen blonden Lockenschopf. Steven war distanziert gewesen, und dann noch der schreckliche Streit in der Galerie ... Um ein Haar wäre alles gescheitert. Allein bei der Vorstellung steigt Beklemmung in mir auf. Nun hängt alles davon ab, dass dieses Wochenende zu Ehren unserer ersten sechs Monate perfekt wird. Aber das schaffe ich.

In der feuchten Luft des Badezimmers spüre ich auf einmal Vorfreude. Ich sitze, die Ellbogen auf die Knie gestützt, auf der Toilette. Es geschieht wirklich: Ich bin mit ihm hier. Steven und ich, ganz allein auf einem Wochenendtrip. Der Gedanke jagt mir einen Schauer über den Rücken. Ich stehe auf, das Handtuch gleitet auf den Boden, ich ziehe mich an, fummle an den Knöpfen des Pyjamaoberteils herum – das Weihnachtsgeschenk von Steven, obwohl wir uns doch versprochen hatten, uns nichts zu schenken.

An einem der Abende, als wir bis tief in die Nacht noch Wein tranken, gestand ich ihm meine Schwäche für Männerpyjamas, die *Ein Herz und eine Krone* in meiner Jugend in mir geweckt hatte. Audrey Hepburn in Gregory Pecks viel zu gro-

ßem gestreiftem Schlafanzug hatte mich verzaubert. Und ein paar Tage vor Weihnachten hatte Steven mich mit einem Geschenkkarton überrascht: Darin war eine Kopie des berühmten Pyjamas. Seine Aufmerksamkeit erwischte mich kalt. Ich war sprachlos und leicht beschämt. Was sollte man einem Mann schenken, der am Central Park West wohnte und eine Omega-Uhr als ganz normales Accessoire trug? Natürlich wollte er, kaum dass ich ihn angezogen hatte, ihn mir schon wieder vom Leib reißen. Er sagte, auf seinem Schlafzimmerboden sehe er ganz großartig aus.

Doch der Anflug von Sentimentalität verfliegt, und ich konzentriere mich erneut, während ich mit einem weiteren Knopf kämpfe, der sich einfach nicht durchs Loch drücken lassen will. *Komm schon, du schaffst das.*

Die Vorstellung, dass Steven auf der anderen Seite der Wand ist und sonst niemand in einem Umkreis von Meilen, erfüllt mich mit Vorfreude und gleichzeitig mit leiser Furcht. Als ich hastig aus dem Bad durchs Schlafzimmer stürze, trifft mich Stevens erstaunter Blick.

»Was ist denn?«

»Nichts. Ich hole mir nur ein Glas Wasser von unten. Möchtest du auch was?«

»Nein, danke«, sagt er und schlüpft unter die Decke. »Ich warte hier auf dich.« Das sagt er mit einem so charmanten Lächeln, dass ich unwillkürlich die Finger vom Türgriff löse, weil es mich zu ihm zieht.

»Dauert nur eine Minute«, erwidere ich dann, unterbreche den Kontakt und verschwinde durch die Tür.

Im Flur ist es ziemlich dunkel, dennoch mache ich kein Licht. Auf der anderen Seite des Gangs sehe ich drei Türen. Ich starre sie an und rechne fast damit, dass eine sich öffnet –

habe aber keine Ahnung, was oder wer sich dahinter verbergen könnte. Es drängt mich, sie abzuschließen, obwohl niemand in den Zimmern ist, nur Möbel – stelle ich mir vor –, die unbewegt auf ihre Nutzung warten.

Ich bin in vielen verschiedenen Häusern aufgewachsen. Es waren lediglich Hüllen aus Holz und Stein mit leeren Räumen, die bis zum nächsten Umzug den Inhalt unserer Kartons aufnahmen. Nur ein Ort ging mir unter die Haut. Aber das hatte nichts mit dem Haus, der Stadt oder dem großartigen Wetter zu tun. All diese Umzüge ... das war einer der Gründe, warum so viele zu Dads Beerdigung kamen. Neunundzwanzig Jahre lang sammelte er Freunde und Bekannte an den unzähligen Orten, die er zu einer bestimmten Zeit sein Zuhause genannt hatte. Dad hatte ein Talent dazu – im Gegensatz zu mir. *Tu so, dann wirst du so, Käferchen*, hätte er gesagt. Als der Flur vor meinem Blick verschwimmt, blinze ich die aufsteigenden Tränen weg.

Ich lasse die Erinnerungen hinter mir und gehe zur Treppe. Am oberen Ende lege ich die Hände auf die Balustrade aus dunklem Mahagoni und lehne mich so weit vor, dass das Geländer gegen meinen Magen drückt. Drei Meter unter mir sehe ich den Schachbrettboden der Eingangshalle nur in Grautönen. Auf Zehenspitzen tipple ich noch näher ans Geländer, wage mich weiter vor und spiele mit der Schwerkraft. Mit tiefen Atemzügen fülle ich mich mit der Stille der Nacht. *Nur wir zwei*. Die Bedeutung dieser Worte sinkt in mein Bewusstsein. Als meine Fersen wieder den Teppich berühren, knackt irgendwo unten eine Diele.

In der Küche gurgelt das Wasser, als ich ein Glas fülle. Einen Moment lang verharre ich dort und nehme die Stille, die leicht unheimliche Dunkelheit in mir auf. Das Fenster ist ein schwarzes Viereck, das in die graue Wand geschnitten wurde. Die

völlige Lautlosigkeit draußen beunruhigt mich. Unwillkürlich drücke ich das Glas Wasser an meine Brust. In Manhattan ist man ständig von Geräuschen und Lichtern von Autos und Gebäuden umgeben, von Menschen auf den Straßen und in den Wohnungen über und unter einem. Aber hier weiß man nicht, wie viele Meilen der nächste Mensch entfernt ist. Menschen sind nur eine verblassende Erinnerung, wie in den Katastrophenfilmen, wo jemand auf einer entlegenen Farm die Apokalypse überlebt und keine Ahnung hat, ob es noch Zivilisation gibt.

Als sich meine Augen an die Dunkelheit draußen gewöhnt haben, verschiebt sich ein Schatten am Waldsaum. Ich erstarre. Durch die Doppelverglasung der Panoramawand dringt keinerlei Geräusch. Gibt es in Maryland Bären? Oder vielleicht keine Bären, aber Wölfe? Wieder bewegt sich der Schatten. Zentimeter für Zentimeter schiebe ich mich zum Fenster, magisch angezogen von der potenziellen Gefahr, der ich einen Namen geben will. Mein Atem geht jetzt schnell und flach. Ich starre auf den Schatten, bis der Rest der Welt verschwindet und nur noch wir zwei bleiben.

Da packt jemand meine Schulter. Der Schreck durchzuckt mich wie ein Stromschlag. Ich schreie auf.

»Ich bin's nur.«

»Gott, Steven, du hast mich erschreckt!«

Er lacht über meine kindische Ängstlichkeit.

»Ich dachte, ich hätte was gesehen.« Wieder wende ich mich zum Fenster, aber jetzt sieht man nur, wie der Wind den Schnee aufwirbelt.

»Wahrscheinlich einen Waschbären auf der Suche nach Futter«, erwidert er und geht durch den Raum Richtung Hintertür. Er drückt die Klinke hinunter, aber die Tür bewegt sich nicht.

Zufrieden kommt er zu mir zurück und legt die Hände um meine Taille.

»Komm ins Bett.«

Oben nehme ich mein Buch vom Nachttisch und mache es mir unter der Decke bequem. Doch bevor ich die richtige Seite finde, nimmt Steven mir einfach das Buch aus der Hand und wirft es leichthin auf den Boden. »Tut mir leid, Dostojewski, aber deine Anwesenheit ist heute Nacht unerwünscht.«

»Und das aus dem Munde eines Literaturdozenten?«

Daraufhin küsst er mich nur, langsam zuerst, doch je länger der Kuss dauert, desto hungriger wird sein Mund und wandert schließlich über meine Wangen und meinen Hals. Unter der Decke sucht seine Hand die meine und führt sie nach unten. Wie bei unserem ersten Mal. In jener Nacht führte er mich auch, zeigte mir seinen Rhythmus, zeigte mir, wie es ihm gefiel. Und ich passte gut auf, weil ich ihm gefallen wollte. Der Körper unter seinen Kleidern überraschte mich: Es war nicht der Körper eines Lehrers, dessen Fleisch vom stundenlangen Sitzen und Korrigieren weich geworden war. Ich strich über straffe Muskeln, so hart und glatt wie vom Meer polierte Felsen.

Sein Mund und sein Geist verlieren sich irgendwo in der Biegung meines Halses, sein heißer Atem weht mir ans Ohr, während seine Finger geschickt meine Pyjamahose hinunterschieben, überzeugt, dass ich dies hier genauso will wie er.

Einen Moment driftet meine Aufmerksamkeit weg, und ich lausche nur auf die Geräusche der Nacht. Auf der anderen Seite der geschlossenen Vorhänge heult der Wind und klopft gegen das Fenster wie ein unsichtbarer Irrer, der Einlass verlangt, der Schutz sucht vor einer aus den Fugen geratenen Welt. Mir kommt der Gedanke, dass das dicke Glas ihn von uns abschirmt, uns gleichzeitig aber isoliert. Steven öffnet den letzten

meiner Knöpfe und schiebt das Oberteil über meine Schultern. Als meine Arme befreit sind, schlinge ich sie um ihn. Er umfasst meine Wange, seine Finger ruhen auf meinem Nacken. Lächelnd drückt er sanft meinen Kopf nach unten, dorthin, wo er mich will.

Ein Geräusch weckt mich. Ich hebe den Kopf vom Kissen, spitze die Ohren und lausche auf einen Hinweis, ob es von hier kam oder aus meinem Traum. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, tauchen Türen aus der Dunkelheit auf: eine zum Bad, eine zum begehren Schrank und eine zum Flur.

Ein leises Knacken! Jetzt bin ich hellwach, und mein Kopf füllt sich mit Sätzen aus *Spuk in Hill House* und Bildern aus *The Shining*, die mich überzeugen, dass, wenn ich hochblicke, etwas mit verzerrten Gliedern an der Decke kriecht. Steven neben mir atmet sanft in tiefem Schlaf. Er hat einen Arm um mich gelegt, aber seine Umarmung ist kein Trost. Ich will, dass er aufwacht, ganz von selbst; dass er wegen meiner irrationalen Ängste seufzt, mich zu sich zieht, mir einen Kuss aufs Haar drückt und murmelt: »Schlaf wieder ein.«

Stattdessen lasse ich meinen Kopf unter der Last meiner kindischen Ängstlichkeit wieder aufs Kissen sinken. Dieses Haus ist gar nicht alt genug, um verflucht zu sein. Es ist kein verfallenes Gemäuer aus verwitterten Steinen, mit abblättern Tapeten und einer langen Folge tragischer Todesfälle. Es ist ein Designerhaus aus Glas und Stahl. Doch mich beschleicht der Gedanke, dass es bei Häusern sein könnte wie bei Menschen: Sie können in jedem Alter von Geistern heimgesucht werden.

Ich rutsche tief unter die Decke, kneife die Augen zu und will mich zwingen, wieder einzuschlafen. Vielleicht sind es

gar nicht die Häuser, die unabhängig vom Alter von Geistern heimgesucht werden; vielleicht bringen *wir* sie mit und hinterlassen sie manchmal dort. Erneut höre ich ein Knacken aus dem Vakuum jenseits meiner geschlossenen Augen: eine Botschaft vom Haus, eine Warnung. Dass es vielleicht ein Fehler war herzukommen.

6

17. Oktober

Du sagtest, ich sei schön, was ich kaum glauben konnte. Lächelnd rücktest du näher, bis nichts mehr zwischen uns war.

Du sagtest: »Was du mit mir machst ... ich kann mich nicht dagegen wehren.«

Deine Lippen strichen über meine, tupften sie ab. Ich vergaß zu atmen. Dann geschah es. Der feste Druck deines Mundes, die langsame Bewegung deiner Zunge.

Du küsstest mich.

Ich erstarrte, weil ich den Status quo nicht brechen, dir keinen Grund geben wollte aufzuhören. Du nahmst mich in die Arme, und als du mich an dich zogst, breitete sich ziehende Wärme zwischen meinen Beinen aus. Deine Hände lagen auf meinem Rücken, bis sie nach dem T-Shirt griffen, das ich von dir hatte. Du zogst es mir über den Kopf – wie einen Vorhang an dem Punkt, wo es kein Zurück gibt. Du hast mich ermuntert, botst dich mir an, daher wagte ich es, dein Gesicht zu berühren. Wir küssten uns eine Ewigkeit, und dann führtest du meine Hand in deine Boxershorts.

»Ist das okay?«, fragtest du.

In meiner Hand warst du glatt und hart. Mit dem Spiel meiner Finger entlockte ich dir einen Seufzer. Dein Genuss war mein Werk. Deine Finger brachten mich zum Stöhnen, sie kannten Geheimnisse meines Körpers, von denen ich nichts geahnt hatte.

Dein Gewicht drückte mich schwer zu Boden. Schmerz und Lust überwältigten mich. Ich hielt mich an dir fest und grub meine Finger in dein feuchtes Fleisch.

»Okay?«, fragtest du. Ich nickte, mein Geist war leer gefegt.

Da beganntest du, dich zu bewegen, langsam zuerst und dann schneller. Die ganze Welt um mich herum veränderte sich. Du verändertest auch mich, machtest mich anders, machtest mich neu. Auch du verändertest dich und gabst die Kontrolle zugunsten der Lust auf. Immer schneller, immer schneller, bis zur Raserei. Mit zugekniffenen Augen hielt ich dich fest.

Leer brachst du über mir zusammen. Ich hielt dich fest, wollte nicht mehr loslassen, weder dich noch den Ansturm der Gefühle, die mich durchströmten. Als du dich von mir herunterrolltest, war ich von deinem Gewicht befreit, aber nicht von der Verbindung, die wir gerade erschaffen hatten. Ich wollte dich fragen, was das zu bedeuten hatte, wer wir jetzt waren, aber jedes Wort erstarb mir im Mund.

Im Bad starrte ich, während das Wasser lief, in den Spiegel, um nach Veränderungen in den Zügen oder der Farbe meines Gesichts zu forschen, oder im Glanz meiner Augen. Sie kamen mir etwas größer vor. Auf dem Waschbecken blinkte mir dein Ring entgegen. Ich streifte ihn über, aber an meinem Finger fühlte er sich lose und schwer an. Ich hob die Hand ans Gesicht und roch dich an meinen Fingerspitzen. Drehte den Hahn zu, ohne die Hände zu waschen, und legte den Ring zurück.

Du sagtest: »Was da passiert ist ...« Ich erstarrte und wartete darauf, dass du mir das Herz brachst und dem ein Ende setztest, was doch gerade erst begonnen hatte. »Davon darfst du keinem erzählen. Die Leute würden es nicht verstehen, und ich würde Ärger kriegen.«

Als ich heute Morgen aufwachte, spürte ich noch die Wärme, die mein Unterleib seit vergangener Nacht ausströmte. Ausnahmsweise freute ich mich auf den Tag: darauf, die anderen zu beobachten, während ich saß, aß und allein umherging. Jetzt war es mir egal. Jetzt fühlte ich mich nicht mehr allein.

Sie wussten ja nicht, wie dein Mund schmeckte.

Ich streckte mich und strich mir lächelnd über den Bauch. Als die Erinnerung an deinen Kuss und das Gefühl deiner Lippen auf meinen in mir aufstieg, schlüpfen meine Finger unter das Gummi meines Höschens.